

**Statement von Rainer Lang von der Diakonie Katastrophenhilfe
bei der Pressekonferenz zur Lage in Indonesien am 20. Oktober 2009 in Stuttgart**

Ankunft am Flughafen in Padang am Samstag, 3. Oktober. Die Abfertigung durch die indonesischen Behörden klappt reibungslos. Die Stadt ist voll von Helfern. Viele Freiwillige sind aus dem ganzen Land nach Padang geströmt. Dazu kommen die Mitarbeiter nationaler und internationaler Hilfsorganisationen. Auf den ersten Blick herrscht Ordnung in der Stadt. Auf der Strecke vom Flughafen ins Zentrum zur Koordinierungsstelle der Vereinten Nationen sind nur wenige Zerstörungen zu sehen. Das Leben scheint ganz normal abzulaufen. Gab es hier überhaupt ein Erdbeben?

Das Ausmaß der Zerstörung wird erst am nächsten Tag deutlich. Es sind viele große öffentliche Gebäude betroffen, viele Einkaufszentren. Besonders hart hat es das chinesische Viertel betroffen, wo ganze Straßenzüge in Trümmern liegen. Aber es sind auch die vielen versteckten Schäden. In manchen Straßen sind nur einzelne Häuser zerstört. Viele haben Risse und stehen unsicher. Es wird lange dauern, bis die Wunden dieses Erdbebens in der Stadt geheilt sind.

Es ist jetzt aber auch reichlich technisches Gerät da, um den Schutt beiseite zu räumen. Die internationalen Teams stellen kurz nach meiner Ankunft die Suche nach Überlebenden ein. An den großen Einsturzstellen sammeln sich jeden Tag Mensentrauben, um die Aufräumarbeiten zu verfolgen, wie im Hotel Ambacang. Während die Helfer die Lage in der Stadt Zug um Zug unter Kontrolle bekommen, sieht es auf den Dörfern ganz anders aus.

In den Distrikt Pariaman nördlich von Padang führt zwar eine geteerte Straße, die jedoch schon unter normalen Umständen völlig überlastet ist. Und in die abgelegenen Dörfer führen meist nur unbefestigte Wege. Auch vier Tage nach der Katastrophe hat manche Dörfer noch keine Hilfe erreicht. Als ich mit den mobilen medizinischen Teams unterwegs war, waren in manchen Dörfern gerade einmal ein paar Plastikplanen verteilt worden. In mehreren Fällen haben wir auch eine Woche nach der Katastrophe noch Verletzte entdeckt, die dringend in die Klinik gebracht werden oder behandelt werden mussten.

Manchmal war es jedoch vor allem auch der Zuspruch der wichtig war. Vielen Menschen war der Schock anzumerken. Vor allem ältere Menschen wirkten desorientiert. Denn das Ausmaß der Zerstörung war erschütternd. Von den Häusern in manchen Dörfern waren oft zu 90 Prozent nur Trümmer übriggeblieben. Vielen Menschen blieb nichts anderes übrig als im Freien zu übernachten. Das verschlimmerte natürlich angesichts der regelmäßigen Regenfälle die gesundheitliche Situation. Deshalb ist die medizinische Versorgung und deren Sicherstellung eine zentrale Aufgabe. Aber vor allem brauchen die Menschen Notunterkünfte.

Erstaunlich war das hohe Maß der Eigeninitiative auf den Dörfern. Die Menschen warteten nicht einfach auf Hilfe. Sie versuchten, sich selbst zu helfen. Sie bargen aus dem Schutt die wiederverwendbaren Materialien, versuchten Notunterkünfte zu errichten. Aber es gab in den ersten Tagen einfach nicht genug Material. Wir sind auch Menschen begegnet, die in der Nähe der Hauptstraße leben und deshalb schnell Hilfe erhalten haben und uns gebeten haben, den anderen zu helfen, die weiter entfernt wohnen und noch keine Hilfe erhalten haben. „Wir haben genug und können uns jetzt selber helfen“, sagten sie.

Viele Menschen haben alles verloren. Sie stehen vor den Trümmern ihrer Existenz. Sie hatten ein Haus, können aber nicht die Mittel für ein neues aufbringen, weil sie ihre Einkünfte für ihre Familie benötigen. Gerade weil in den Dörfern viele Menschen am Existenzminimum leben, ist die Gefahr groß, dass die Häuser nur notdürftig wieder aufgebaut werden. Schon jetzt hat man gesehen, dass der Zement minderwertig war genauso wie die anderen Baumaterialien. Vor allem hier bedarf es besserer Unterstützung. Denn uns ist daran gelegen, künftige Katastrophen zu vermeiden. Das belegen auch unsere Projekte der Katastrophenvorsorge. Im Moment steht jedoch in der ganzen Region die Nothilfe im Vordergrund.

Konkrete Hilfe auf den Philippinen und in Indien

Auf den Philippinen verursachte der Tropensturm „Ketsana“ Ende September in der Hauptstadt Manila und den umliegenden Provinzen die schwersten Überschwemmungen seit 40 Jahren. Knapp eine Woche später Anfang Oktober verwüstete ein weiterer Sturm den Nordosten des Inselstaats. Zehn Tage lang tobte der Taifun „Parma“ im Norden der Hauptinsel Luzon, mit Windgeschwindigkeiten von über 150 Kilometern und starken Regenfällen. Doch noch schlimmer als der Regen sind die dadurch ausgelösten Erdbeben. Mehr als 630 Tote haben die Überschwemmungen und Erdbeben im Norden mittlerweile gefordert. Am schwersten betroffen sind die Provinzen Pangasinan und Benguet mit mehr als 2,5 Millionen Menschen. In Pangasinan brach ein Damm und überflutete 30 Dörfer. Fast die gesamte Reisernte im Norden der Insel, der rund die Hälfte der Reismenge des Landes produziert, wurde vernichtet.

Citizens' Disaster Response Center (CDRC), die philippinische Partnerorganisation der Diakonie Katastrophenhilfe, leistet seit Beginn der Überschwemmungen Nothilfe für die Menschen in Luzon. Fast täglich verteilen die Helfer von CDRC Lebensmittel, Decken, Medikamente gegen Fieber und Durchfall, Trinkwasser und andere überlebenswichtige Dinge an die Opfer der Katastrophe. Ärzte und Gesundheitshelfer kümmern sich an den Verteilungsstationen um die medizinische Notversorgung, vor allem Kinder werden von Psychologen betreut. Angesichts des Ausmaßes der Katastrophe hat CDRC zusätzliche Hilfskräfte in den Norden der Insel Luzon entsandt, um das dortige Regionalbüro zu unterstützen. Die Hilfe für die Menschen gestaltet sich jedoch schwierig, viele Ortschaften sind wegen blockierter Straßen und eingestürzter Brücken nur schwer zu erreichen. Große Teile der Provinz stehen unter Wasser. Nach der akuten Nothilfe, will die Diakonie Katastrophenhilfe zusammen mit CDRC die Menschen im Norden von Luzon auch beim Wiederaufbau ihrer Häuser und ihrer Lebensgrundlagen unterstützen.

Seit Ende der vergangenen Woche nun fürchten die Filipinos eine neue Katastrophe, denn vom Pazifik zieht Taifun „Lupit“, der zurzeit fast Super-Taifun-Stärke hat, auf die Philippinen zu. Schon morgen könnte er auf das Land treffen und wiederum den Norden Luzons verwüsten. Lassen Sie uns hoffen, dass der Sturm seinem Namen – Lupit bedeutet in Tagalog / in Filipino „grausam“ – keine Ehre macht.

In Indien litten die Menschen in den Bundesstaaten Andhra Pradesh und Karnataka noch bis vor kurzem unter einer schlimmen Dürre, weil die Monsun-Regen in diesem Sommer ausgeblieben sind. Dann kam der Regen, fünf Tage ununterbrochen, und hat zu schweren Überschwemmungen geführt. Mehr als 200 Menschen ertranken in den Fluten, genauso wie rund 1.000 Nutztiere. 2,5 Millionen Menschen mussten ihre Häuser verlassen, weil diese eingestürzt, beschädigt oder vollständig von den Wassermassen weggespült worden sind. Mitarbeitende der indischen Partnerorganisation Church's Auxiliary for Social Action (CASA) geben Mahlzeiten an insgesamt 12.000 Menschen aus. Außerdem erhalten 7.500 Familien, die ihr gesamtes Hab und Gut in den Fluten verloren haben, Nothilfepakete mit Kleidung, Decken und Kochutensilien. Daneben stellt Casa insgesamt 3.000 Plastikplanen bereit, mit denen sich die obdachlos gewordenen Familien erste Notunterkünfte errichten können.